

Die Zeit vom 25.09.2008

Wo Geburt und Tod sich treffen

Von Alice Bota

Ein neues Gesetz soll Spätabtreibungen erschweren. Doch die Mütter von Emil und Felix rangen auch ohne staatlichen Druck um die richtige Entscheidung

Das Unglück tauchte plötzlich auf, als Schatten im Kindskopf. Unscharf, dunkel und bedrohlich. Es verlangte nach einem Wort: Ja oder nein? Wollt ihr euer Kind, ganz gleich, wie krank es sein wird?

Felix' Eltern sagten Ja, Emils Eltern Nein.

Felix hatte rotblondes Haar und lebte fünf Tage. Emils Haar war schwarz und dicht. Er kam an einem Tag im Mai vor zwei Jahren tot auf die Welt.

Seine Eltern kleideten ihn in einen blauen Strampelanzug, 44er-Größe für Frühgeborene, Emil wirkte verloren darin. Sein Körper war zart, nur der Kopf groß, weich und verformt. Ein Hydrocephalus, ein Wasserkopf. Sein Vater küsste Emil zum Abschied, die Mutter drückte ihn an ihre Brust.

Drei Tage lang hatten Wehen ihren Körper geschüttelt, drei Tage lang hatte sie die Medikamente erbrochen, die ihre Wehen einleiten sollten. Maria Allers war erschöpft vom Pressen, aber ihr Körper hielt Emil fest, bis ein Seelsorger an ihr Bett trat. Atme ruhig aus, lass ihn gehen. Dann ließ sie Emil los, nach 28 Wochen in ihrem Körper. Emil, 1050 Gramm, 36 Zentimeter, ein Wunschkind, geboren am 24. Mai 2006, gestorben am 21. Mai 2006 durch eine Kaliumchloridspritze, im Bauch der Mutter, noch vor der Geburt.

Wir haben uns für Emil entschieden, sagt Maria Allers, aber gegen sein Leben.

An einem Freitag kurz vor Weihnachten sagte die Frauenärztin Felix' Eltern, dass im Kopf ihres Sohnes etwas nicht so sei, wie es sein sollte. Helen Barth war in der 32. Woche. An diesem einen Tag suchte sie so viele Ärzte auf wie in ihrer ganzen Schwangerschaft nicht: erst ein Krankenhaus, dann den Pränatalarzt, der sofort Spezialisten in Bonn kontaktierte. Felix litt an einer sehr seltenen Erkrankung, einer arto-venösen Malformation mit sekundärer Kardiomegalie – ein riesiges Gefäßknäuel im Kopf, welches das Herz überlastet bis hin zum Versagen. Hinter dem komplizierten Namen verbarg sich eine Gewissheit: Felix würde sterben, vermutlich Minuten nach der Geburt.

In den ersten Tagen nach der Diagnose, sagt Helen Barth, wollte sie ihren Bauch loswerden. Bloß nicht mit diesem kranken Kind zusammensein, ununterbrochen. Es war Wochenende, ihr

Mann konnte sich zurückziehen, sie aber hatte dieses kranke Kind in sich, das strampelte, wie immer. Aber von diesem Freitag an fühlte es sich anders an. Wie eine Bedrohung.

Ihr Mann schreinerte den Sarg für ihr Kind, rund wie ein schwangerer Bauch

Zwei Tage dauerte ihr Kampf, sie sah ihren Mann leiden und entwickelte eine ungeheure Kraft. Sie und ihr Mann wollten Felix. Ihr Pränatalarzt schickte sie zu der Beratungsstelle Donum Vitae. Die Zeit der Vorbereitungen begann.

Drei Tage vor Weihnachten schrieb Helen Barth eine E-Mail, in die Adresszeilen trug sie die Namen ihrer Freunde und Bekannten ein. Betreff: zur info.

Liebe Freunde, schrieb sie, auf uns kommt eine harte Zeit zu. Felix ist sehr krank, niemand kann etwas daran ändern. Er wird sterben, aber wir werden ihn bekommen. Habt Verständnis, dass wir uns erstmal zurückziehen.

Sie entwarf einen Sarg. Ihr Kind sollte in keiner flüchtig gezimmerten Kiste begraben werden. Tag für Tag schreinerte ihr Mann im Keller den Sarg, weiß und rund und schön wie ein schwangerer Bauch, während sie weiter zu jeder Untersuchung ging und Ultraschallbilder mitbrachte, die sie ins Album klebte. Sie saß auf dem Sofa im Wohnzimmer, schaute in den Garten und plante Felix' Leben. Wenn die Hebamme kam, bereiteten sie Felix' Geburt vor. Kam der Bestatter, besprachen sie seine Beerdigung. Sie legten den Geburtstermin fest. Nicht zu nah am Geburtstag ihres Mannes oder ihrer verstorbenen Mutter. Sie wollte, dass ihr Arzt den Kaiserschnitt in den späten Abendstunden vornahm. Vielleicht würde es Felix ein paar Stunden schaffen, dann hätten sein Geburtstag und Todestag ein anderes Datum.

Am 31. Januar 2007 um 13.53 Uhr kommt Felix per Kaiserschnitt zur Welt, ein prächtiges Baby, 56 Zentimeter groß, 4230 Gramm schwer, der Pfarrer wartet vor dem Kreißsaal. Helen Barth wollte keine Vollnarkose. Bis sie erwacht wäre, hätte Felix schon tot sein können. Sie bekommt eine Periduralanästhesie, eine Betäubung in das Rückenmark, um jede Minute mit Felix bewusst zu erleben. Die Betäubung hält zwei Tage vor, damit sie die Zeit mit Felix ohne Schmerzen erleben kann. Falls er doch länger leben sollte.

Er lebt länger. Aus den Minuten werden Stunden, aus den Stunden Tage. Die Eltern halten Felix in ihren Armen, Verwandte und Felix' Taufpaten kommen zu Besuch. Wie eine gewöhnliche, glückliche Familie. Am 4. Februar um 5.50 Uhr erreicht Helen Barth und ihren Mann ein Anruf von der Kinderintensivstation, den sie seit Tagen fürchten und erwarten. Felix stirbt. Sie gehen von der gynäkologischen auf die Intensivstation. Helen Barth hält ihn an ihrer Brust, er schläft friedlich ein. Sie legen ihn ins Bettchen, ihr Mann wickelt ihn, dann ziehen sie ihn an.

Sie haben heute einen zweiten Sohn, elf Wochen alt, gesund. Er ist kein Ersatz, er ist Felix' jüngerer Bruder. Wir sind glücklich, dass wir Felix kennenlernen konnten, sagen die Eltern, mehr wollten wir nicht. Er ist das Beste, was uns passiert ist, sagt der Vater und weint. Ihre größte Angst war, dass Felix leiden könnte. Hätte er Schmerzen gehabt, vielleicht hätten sie dann so entschieden, wie Maria Allers und ihr Mann für Emil entschieden haben.

Emils Wasserkopf wurde in der 21. Woche festgestellt. Die Diagnose konnten seine Eltern im Gesicht des Frauenarztes ablesen, lange bevor der etwas sagte. Vergrößert auf einer Leinwand sahen sie die Umrisse ihres Kindes und einen Schatten in seinem Kopf, der Arzt fuhr hektisch

mit dem Ultraschallgerät über ihren nackten Bauch. Bis seine Eltern sich entschieden, vergingen sieben Wochen, in denen sie mit sich kämpften.

Emil hätte Schmerzen gehabt. »Ich wollte ihn schützen«, sagt seine Mutter

Er wird nicht sehen, nicht hören, nicht laufen. Kein Lächeln, nie. Sein Gehirn ist nicht richtig ausgebildet, vermutlich fehlt das Septum, die Trennwand zwischen den Gehirnhälften. Schwere Spasmen werden seinen Körper schütteln, ihm Schmerzen bereiten und sein Gehirn nach und nach zerstören. Er wird starke Medikamente brauchen, die ihn sedieren, sein Leben lang, von dem niemand weiß, wie lange es dauert. Es wird nie besser werden. Nur schlechter. Hundertprozentig? Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit.

Wenn das Schlimmste, was Mutter und Vater im Leben widerfahren kann, der Tod des eigenen Kindes ist, was bedeutet es dann, genau darüber entscheiden zu müssen?

Diese sieben Wochen waren die Hölle, sagt Emils Vater.

Als in der 12. Woche bei ihrem Kind die erste Ultraschalluntersuchung anstand, zögerte Maria Allers. Für sie hätte das Ergebnis nichts geändert. Sie wollte mit ihrem Mann ein Kind. Auch ein behindertes. Aber ihre Kraft reichte nicht für das, was auf sie zukam. Zweieinhalb Jahre sind seitdem vergangen. In ihr wächst wieder ein Baby heran, ihr Bauch ist größer, als er es bei der letzten Schwangerschaft je wurde. Jedes Wochenende gehen sie gemeinsam zu Emils Grab. Sie hat nichts überstürzt, sie hat es sich nicht leicht gemacht. Sie ist überzeugt, dass keine Frau mit einer weit fortgeschrittenen Schwangerschaft diese Entscheidung vorschnell trifft. Der große Bauch, die Brüste erinnern sie jede Sekunde an ihr Wunschkind.

Aber der CSU-Politiker Johannes Singhammer glaubt, dass es weniger Spätabtreibungen geben könnte, wenn man nur die Gesetze änderte. Mitte Oktober wird er seinen Entwurf im Bundestag einbringen. Der Arzt muss dann künftig die Schwangere darauf hinweisen, dass ihr eine psychosoziale Beratung zustehe, ansonsten droht ihm ein Bußgeld von 10.000 Euro. Befürworten die Ärzte eine Abtreibung, müssen bis zum Abbruch mindestens drei Tage vergehen. Und alle Daten über die Schwangere sollen anonym an die Behörden weitergeleitet werden.

Maria Allers hat nichts gegen dieses Gesetz, sie hat selbst weitaus mehr getan, als der Entwurf erfordern würde. Aber sie hat etwas gegen die Töne, die den Entwurf begleiten. Als hätten die 229 Frauen, die im vergangenen Jahr nach der 23. Schwangerschaftswoche abgetrieben haben, sich leichtfertig entschieden.

Von jedem wollten die Eltern wissen: Wie würdest du dich entscheiden?

»Was wissen diese Männer schon, die so reden?«, fragt Allers.

Johannes Singhammer hat sechs Kinder.

»Ja. Sechs gesunde Kinder«, sagt Allers. »Dann kann man so reden.«

Als könnte man Frauen, die nach der 23. Woche abgetrieben haben, vom Gegenteil überzeugen, mit etwas Mühe. Maria Allers sprach ein Dutzend Mal mit einer Psychologin bei Donum Vitae, bis sie sich entschied. Jede denkbare Möglichkeit spielte sie durch.

Ich wollte Emil schützen, flüstert Allers.

Am Abend vor der Abtreibung saß sie mit ihrem Mann zusammen auf dem schwarzen Sofa. Sie trug eine schwarze Jogginghose und ein grünes Oberteil, ihr Gesicht war blass. Sie hatte sich Kissen unter den Rücken gelegt, er seine Hände auf ihren Bauch gedrückt, er sprach mit leiser Stimme. Emil, hörst du mich. Du bist unser Sohn, wir lieben dich. Dann stellte sie sich vor die Wand im Wohnzimmer, sie schob ihren Pullover hoch, zeigte ihren nackten Bauch, der Bauchnabel stand hervor, er holte den Fotoapparat heraus. Von vorn fotografierte er sie, von der Seite, ein Foto, zwei, sechs. Sie schaute gequält in die Kamera, auf dem Gesicht ein Ausdruck von zerbrochenem Mutterstolz.

Sie schlief ein und erwachte, als sie von dem Abort träumte. Fünf Uhr morgens war es, sie stand auf. Noch drei Stunden, bis sie ins Krankenhaus fuhren, drei letzte Stunden mit Emil. Niemand außer mir könnte das jetzt verhindern, dachte sie. Nur ich.

Als Emils Diagnose feststand, haben sie und ihr Mann mit Freunden, Ärzten und ihren Eltern gesprochen. Sie quälten sich, sie quälten andere. Was würdest du tun?, fragten sie ihre Freunde. Wie würdest du entscheiden, fragte sie ihre Mutter, ihren Frauenarzt und ihren Onkel, der Priester ist. Niemand konnte ihnen eine Antwort geben. Laut einer Studie ist sich nur die Hälfte aller Frauen zwei Jahre nach ihrem Schreckensbefund ganz sicher, genauso wieder zu handeln. Umso wichtiger ist das Gefühl, alles getan zu haben. Sonst bleibt das Leben mit der Schuld.

Sollen sie doch die Beratung zur Pflicht machen, sagt Maria Allers. Das wäre mehr, als der Gesetzentwurf von Singhammer fordert. Ihr Mann hielt wenig von Psychologen, er ist damals nur ihr zuliebe mitgegangen zu Donum Vitae. Heute ist er unendlich froh darüber. Die Beratung war ein Puzzleteil von vielen ganz wichtigen, sagt er, um nicht ein, zwei Jahre später zu denken, Gott, was haben wir nur getan?

Emils und Felix' Mutter sind an ihren Erfahrungen gewachsen, nicht verzweifelt. Die Wege, die beide Frauen zurücklegten, ähneln sich. Aber an ihrem Ende standen andere Entscheidungen, jede für sich richtig.

* Namen der betroffenen Frauen von der Redaktion geändert